

Nr. 33. Bromberg, den 14. Februar 1926.

Der Globus-Apotheker.

Ein humoristischer Reiseroman von Heinz Welten.

(Schluß)

Herr Podrotschek langweilte sich in Reykjavik und verwünschte jeden Tag zehnmal den unseligen Entschluß, eine Islandreise unternommen zu haben. Wie in einem Käfig war er hier eingesperrt. Hier gab es keine Theater und kein Varieté, keinen Volksgarten mit Regimentsmusik und nicht einmal ein Kaffeehaus, in dem Wiener Zeitungen auslagen. In das Kino mochte er auch nicht mehr gehen, da es nur allmonatlich sein Programm wechselte. Und kein Mensch war da, mit dem er sich vernünftig unterhalten konnte!

An Dr. Marsson hatte er sich anschließen wollen. Sie wohnten Wand an Wand im Hotel und aßen zusammen Mittag. Aber Dr. Marsson hatte immer etwas vor, wenn er ihm einen Spazierritt vorschlug und eines Tages war er plötzlich abgereist. Mit einem Frachtdampfer, der im Hafen lag, war er nach Bergen gefahren. So hatte es wenigstens auf der Karte gestanden, die er ihm mit einem Abschiedsgruß auf sein Zimmer geschickt hatte.

Herr Podrotschek schritt durch die Straßen von Reykjavik und schimpfte.

Nur eine einzige Freude hatte ihm der Aufenthalt in Reykjavik beschert; er hatte die nähere Bekanntschaft des Klavierspielers gemacht, der auch nicht zufrieden war. Nie hätte er gedacht, daß die Isländer so unmusikalisch sein könnten. Zu seinem ersten Konzert waren sie in Scharen gekommen, so daß der Saal sie kaum fassen konnte. Doch kein Einziger hatte geklatscht und viele waren schon vor dem Schluß fortgegangen. Zum zweiten Konzert waren kaum halb so viele dagewesen und als er das dritte Konzert beginnen wollte, stand er vor leeren Bänken. Das waren die musikverständigen Isländer.

Solche Menschen nannten sich ein Kulturvolk!

Die Wirtin im Hotel Reykjavik machte ein sehr unliebenswürdiges Gesicht an dem Tage, da Herr Dietrich Overweg vom Geysir zurückkehrte und mitsamt seiner ganzen Reisegesellschaft zum erstenmal wieder an ihrer Mittagstafel saß. Zwar verstand die isländische Schöne nichts von der in deutscher Sprache geführten Unterhaltung, und Dr. Marsson war nicht mehr da, der sie ihr hätte verdolmetschen können. Sie wußte daher nicht, weshalb ihr langer Freund durchaus Wein auf den Tisch haben wollte, weshalb der Lehrer aufstand und eine Rede hielt, nach der alle Gläser zusammenklangen. Von allem, was geredet wurde, verstand sie kein Sterbenswörtchen. Aber sie verstand die Blicke, mit denen die kleine alte Dame zu dem Apotheker aufschaute und die dann weiter wanderten zu ihr hinter ihrem Schanktisch und eine geraume Zeit auf ihr liegen blieben.

Denn es gibt eine internationale Sprache der Frauen, die nur mit den Augen gesprochen wird und die doch so ausdrucksreich ist, daß sie im Bruchteil einer Minute mehr sagt, als ein Mann in vielen Stunden zu erzählen vermöchte.

Auch die dicke große Wirtin verstand diese Sprache und darum wurde ihr rotes, rundes Gesicht gelb und wieder rot und wieder gelb. Und dann nahm sie ihren Schlüsselbund vom Tisch und lief wütend zur Tür hinaus, die sie knallend hinter sich zuwarf.

Mit ihrem liebenswürdigsten, freundlichsten Gesicht sah die kleine rundliche Frau Enkelmann die besiegte Rivalin hinter der Tür verschwinden; dann ließ sie sich ihr Glas noch einmal füllen und trank ihren Wein mit großem Behagen aus.

Und dann waren sie alle sehr lustig geworden.

Nur auf Hedda Vulpius hatte der Wein keine Wirkung ausgeübt. Sie hatte an ihrem Glase kaum genippt. Sie mußte immer an Dr. Marsson denken. Warum war er so plötzlich abgereist, ohne auf sie zu warten, ohne ihnen auch nur einen Gruß zu hinterlassen?

Während des Heimritts hatte sie sich so auf das Wiedersehen gefreut. Sie hatte ihn bitten wollen, nach Berlin zu übersiedeln. Sie und ihr Georg würden ihm das Leben schon heimisch machen, so daß er die gelben Häuser vergessen könnte, daß er nicht mehr in Haß und Verzweiflung sein Leben verbrachte, daß er wieder ein fröhlicher Mensch unter frohen Menschen sein konnte. Der liebste Gast ihres Hauses sollte er werden.

Und nun war er abgereist. Nun blieb er wieder allein mit seinem gequälten Herzen, das ihn nie zur Ruhe kommen ließ. Denn in ihm saß und fraß ein Gift, das schlimmer war als der Aussatz: Das war der Haß und die Verachtung der Menschen. Ihr war sehr weh zu Mute.

Elterlein stand neben ihr vor der Haustür und suchte sie zu trösten. Auch ihm war es leid, daß er den Freund nicht wiedersehen, ihm nicht mehr die Hand drücken sollte. Aber seine Trostworte waren gekünstelt und gingen nicht zum Herzen, weil sie nicht vom Herzen kamen. Eine Stimme in ihm sagte, daß es so besser wäre.

Während sie noch standen, er redend und sie nicht zuhörend, weil er ihr nichts sagen konnte, was sie nicht schon wußte, trat das Hotelmädchen auf sie zu; sie hielt ein Kuvert in der Hand

„Fröken Vulpius."

Hastig riß sie den Umschlag auf. Er enthielt eine Photographie Dr. Marssons, doch keine begleitende Zeile. Aufmerksam betrachtete sie das Bild, verfolgte Zug um Zug im Gesicht und blickte lange in die ernsten, klugen Augen.

Dann drehte sie das Bild um. Auf der Rückseite stand ein isländischer Spruch und darunter einige deutsche Worte.

„Ich werde an Sie denken. Dann wird es mir möglich werden. Marsson."

„Was heißt das, Georg? Kannst du es verstehen?" Ihre Stimme zitterte Sie schaute wieder auf das Bild.

„Wir wollen Gudmundson fragen. Da kommt er gerade."

Gudmundson trat aus dem Hause, nahm das Bild und las vor."

„Jeg em eigi sköpud til ad verd medi hatri heldur i ast. Es ist eine Übersetzung aus dem Griechischen."

„Was heißt es?"

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da. Es ist von Sophokles. Die Antigone sagt es."

„Er ist so unglücklich, Georg. Er ist so unglücklich. Wenn er noch hier wäre! Einmal hatte er schon gelacht."

Elterlein strich ihr das Haar aus dem erhitzten Gesicht. „Wenn er so denkt, wie er hier schreibt, dann ist er auf dem besten Wege. Komm, Herzlieb! Wir wollen zu unserem Leuchtturm gehen. Das wird dir gut tun."

Drinnen an der Tafel saßen die übrigen in angeregter Unterhaltung. Am meisten sprachen Frau Enkelmann, der Apotheker und der Oberlehrer.

Frau Enkelmann verlangte, daß Dietrich Overweg und Dr. Heinicke sofort in das andere Hotel übersiedeln sollten.

„Ich schäme mich sonst tot. Brautpaare schlafen nicht unter einem Dach. Das schickt sich nicht.“

Dr. Heinicke gab ihr recht. Er hatte garnicht daran gedacht; doch, einmal darauf aufmerksam gemacht, erkannte er, daß sie im Recht war,

Aber der Apotheker wollte von einer Übersiedlung nichts wissen.

„Hier habe ich ein gutes Bett und wie es da drüben ist, weiß ich nicht. Überall sind mir die Betten zu kurz gewesen. Nur hier nicht. Ich weiß auch garnicht, warum wir es tun sollen. Wir haben doch jetzt drei Nächte unter einem Dach geschlafen.“

„Das ist es ja eben,“ bekräftigte Frau Enkelmann und erntete für diese Erklärung neues Unverständnis. Er war des Verkehrs mit Frauen noch zu entwöhnt, um sich in den Winkelgängen weiblicher Logik zurecht zu finden.

Endlich ging ihm ein Licht auf.

„Ach so! Aber vom naturwissenschaftlichen Standpunkt aus — — —“

Dr. Heinicke griff ihn unter dem Arm. „Kommen Sie, Schwiegervater. Wir wollen unsere Koffer packen. Es wird die höchste Zeit.“

Am Brodhoffsplatz in Kopenhagen, an der Landestelle, ging ein alter Herr auf und ab und wartete auf den fälligen Islanddampfer, der eben von Klampenborg herankam. Er war ein kleiner, runder alter Herr mit einem vergnügten, weinroten Gesicht, von dem die weißen Bartkotteletten sich sauber abhoben. Er war sehr gewählt gekleidet, trug einen modefarbenen Sommeranzug, graue Glacéhandschuhe und auf dem Kopf einen silbergrauen Zylinder, wie ihn die alten Herren tragen, die noch nicht alt sein wollen. Er machte einen sehr soignierten, vornehmen und doch auch einen recht gemütlichen Eindruck.

Als das Schiff fest machte, sprang Hedda als Erste ans Land, noch bevor die Brücke vorgeschoben worden war. Sie flog dem alten Herrn direkt an den Hals.

„Vater! Vater! Das ist aber eine Überraschung. Hast du mein Telegramm erhalten?“

Der kleine alte Herr schob sich den Hut zurecht.

„Wildkatz du! Nicht so stürmisch! Natürlich habe ich es bekommen! Sonst wäre ich nicht hier. Aber wo ist er denn?“

Elterlein stand einige Schritte hinter ihnen. Hedda wandte sich um, griff seinen Arm. „Da, Vater! Da ist er, Vater. Das ist mein Georg. Ach Vater, ich bin ja so glücklich.“

Wieder hing sie an seinem Halse

Herr Vulpius machte sich frei und reichte Elterlein die Hand.

„Willkommen, mein Sohn. Mach mir mein Mädel glücklich! Sie verdient es.“

Elterlein beugte sich tief über seine Hände und küßte sie.

„Vater!“

Er konnte nicht mehr sprechen, als diese beiden Silben. Doch in ihnen lag alles. Er hatte noch niemals in seinem Leben Vater sagen dürfen.

Jetzt kamen auch die übrigen vom Schiff. Hedda übernahm es, sie vorzustellen. Herr Vulpius gratulierte den beiden Brautpaaren und empfing selbst Glückwünsche. Natürlich hatten sie längst gewußt, wie es um die beiden stand; aber sie hatten sich nichts merken lassen. Nur der Apotheker gestand ehrlich, daß er überrascht worden war.

Herr Vulpius zog seine Uhr. „In einer Stunde geht der Schnellzug nach Berlin. Ich denke, Sie alle wünschen nun bald nach Haus zu kommen. Wir können den Zug bequem erreichen. Die notwendigen Sachen haben Sie wohl bei sich. Das andere folgt mit dem nächsten Zug nach.“

Er fuhr mit Hedda und Elterlein in der ersten Droschke. Elterlein wollte sofort mit einer Erklärung beginnen, wollte seine Verhältnisse klarlegen, seine Aussichten für die Zukunft nennen und die Gründe, auf die seine Hoffnungen sich stützten. Sein Schwiegervater mußte wissen, wer er war. Doch Herr Vulpius unterbrach ihn.

„Nein, Junge. Das laß nur, bis wir zu Hause sind. So wichtig ist das gar nicht. Mein Mädel hat dich lieb und das ist deine beste Referenz. Ich kenne meine Hedda. Wem sie sich zu eigen gibt, der muß sie auch verdienen. Nicht wahr, Wildkatz, ist es nicht so?“

Er wollte lachen; aber das Lachen wurde nichts Rechtes. Plötzlich hielt er sie wieder im Arm und küßte sie ab.

„Wildkatz. Willst du mich wirklich verlassen? Wenn du wüßtest, wie du mir in diesen Wochen gefehlt hast!“

Die Fahrt nach Berlin verlief unter den angenehmsten Umständen. Der Zug war stark besetzt, so daß sie nicht alle in einem Abteil fahren konnten. Ein glücklicher Zufall, dem ein wenig nachgeholfen wurde, brachte es mit sich, daß jedes Brautpaar in einem anderen Abteil saß. Nur Herr Vulpius fuhr mit Hedda und Elterlein zusammen.

Doch dann trafen sich alle im Speisewagen, wo bei einem guten Essen, zu dem Herr Vulpius einlud, Heddas Verlobung gefeiert wurde.

Und dann waren sie in Berlin.

Herr Vulpius hatte seinen Wagen telegraphisch zum Bahnhof bestellt und fuhr nach kurzem Abschied mit Hedda und Elterlein davon. Hedda drängte danach, bald nach Haus zu kommen, um ihrem Georg ihr Heim zu zeigen, das nun auch sein Heim werden sollte. Mit den Fahrtgenossen wollte sie sich morgen telephonisch verabreden. Dann konnten sie einander besuchen und zusammen plaudern.

Auch Dr. Heinicke verabschiedete sich am Bahnhof. Morgen wollte er seine Braut besuchen. Heute mußte er nach Haus und sehen, was inzwischen geschehen war. Gewiß lagen eine Menge Briefe da, die er gleich beantworten müsse.

„Morgen komme ich und übermorgen und dann weiter jeden Tag bis zur Hochzeit.“

Herr Thomas stand am Apothekenfenster und reckte sich den Hals aus. Frau Schmidt hatte aus Kopenhagen ein Telegramm erhalten; jetzt konnten sie in jedem Augenblick kommen

Endlich bog das Automobil um die Ecke, hielt mit einem Ruck an. Overweg stieg zuerst aus, hinter ihm die beiden Damen. Sie sahen alle drei sehr verbraunt aus, kaum zum Wiedererkennen. Die nordische Sonne und die Seeluft waren ihnen gut bekommen.

Frau Enkelmann ging mit Minchen sofort ins Haus. Sie wollte Frau Schmidt gleich von ihrer Verlobung in Kenntnis setzen und hinzufügen, daß sie nun leider für sie keine Beschäftigung mehr habe. Doch als sie den Blumenstrauß auf dem Schreibtisch und den schönen braunen Napfkuchen auf der Kommode sah, brachte sie die Kündigung nicht heraus, sondern sagte nur: „Ich hoffe, wir werden uns gut vertragen.“

Dietrich Overweg war ihnen nicht gefolgt. Er hatte das Automobil bezahlt und war dann in die Apotheke gegangen, um seine Herren zu begrüßen. Hier saß er eine ganze Weile, erzählte und ließ sich erzählen und erst nach einer halben Stunde fiel ihm ein, daß seine Braut ihn gebeten hatte, gleich heraufzukommen, damit sie noch zusammen Kaffee trinken könnten. Denn noch heute abend mußte sie ins Missionshaus übersiedeln. Nach Zwickau wollte sie erst in acht Tagen fahren, nachdem eine gewisse Annonce im „General-Anzeiger“ erschienen war.

Als er in die Wohnung hinaufkam, saß Frau Enkelmann am Schreibtisch und Minchen saß neben ihr. Sie hatten ein Blatt Papier vor sich liegen und überlegten angestrengt, wie sie die Anzeige in die beste Form brächten.

Da ging er leise, um sie nicht zu stören, an den Tisch, holte den Globus herunter und setzte sich mit ihm in einen Sessel. Lange betrachtete er ihn. Dann nahm er seinen Füllfederhalter aus der Tasche, schraubte ihn ab und zog langsam und vorsichtig eine neue Linie.

—: Ende. :—

Das große Los.

Groteske von Egon H. Straßburger.

(Nachdruck verboten.)

Herr Pfriemeisen hatte in der Lotterie etwas mehr als den Einsatz gewonnen. Herr Pfriemeisen war begeistert über diese Tatsache, aber er verschwieg sie der Familie schon aus Gründen der großen Teilung. Als er den Gewinn abholte und seine dreihundert Mark nach Abzug von soundsoviel Steuern usw. in Händen hielt, schrie er laut: „Juuuuhuu!“ und wiederholte das Juhu ungefähr zwölfmal. Die Leute blieben auf der Straße stehen, und zwei Schutzleute klopften ihm liebevoll auf die Schultern:

„Sie, Männeken, wenn Sie hier verrückt spielen wollen, dann kommen Sie entweder in das Polizeirevier oder nach Dalldorf.“ Herr Pfriemeisen entschuldigte sich vielmals, indem er sagte, „ich habe ja bloß auf mein Los gewonnen.“ Er mußte sich ausweisen, und lachend gingen die Schupoleute auseinander, während sich ihm ein Bettler näherte: „Lieber Herr Baron, geh', schenken Sie mir doch auch was . . . . schenken Sie mir doch bloß zehn Mark.“ Herr Pfriemeisen langte in die Tasche und schenkte großmütig einen Zehn-Renten-Markschein. Schon näherte sich von der anderen Seite ein Hosenträgerverkäufer, der ihm zuflüsterte: „Wenn Sie das große Los gewonnen haben, können Sie nicht mehr in Ihren alten Hosenträgern herumlaufen.“ Und rasch entschlossen holte der Straßenhosenträgerverkäufer aus seinem Koffer ein neues Patent, das er für drei Mark und fünfzig „Hans im Glück“ andrehte. Da sich noch verschiedene andere Petenten näherten, eilte Pfriemeisen zum nächsten Auto, und rasch ließ er sich in sein Stammrestaurant fahren.

„Kinder!“ schrie er, „Kinder, ich habe sowas wie das große Los gewonnen!“ Einstimmig riefen die Stammgäste an seinem Tisch den Ober hinzu:

„Franz, du Kanaille, vierzehn Kognaks, vierzehn Glas Münchener!“

Herr Pfriemeisen wurde nach der sechsten Lage zum Präsidenten ernannt, und um zwölf Uhr torkelte der Herr Stammtischministerpräsident schweren Herzens und schweren Kopfes nach Hause. Er kingelte, und im tiefsten Negligé öffnete ihm seine Frau Gemahlin mit dem niedlichen Batistnachthäubchen Im nächsten Augenblick stolperte Herr Pfriemeisen über einen Schemel (es war der Schemel der Großmutter), und wie ein Brett lag er auf der Erde. Das kam Frau Pfriemeisen nicht geheuer vor: „Mann, was hast du? Bist du des Teufels?“ fragte sie hastig-nervös. Herr Pfriemeisen erwiderte mit lallender Stimme: „Nein, nur des Bieres voll. Und . . . und . . . denn natürlich Kognak, Kognak . . .“ Frau Pfriemeisen sah grimmig auf ihre schlechtere Hälfte: „Mann, ich habe dir nur fünfzig Pfennige mitgegeben . . . da geht etwas nicht mit rechten Dingen zu . . .“ Herr Pfriemeisen kroch auf ein Sofa und lachte. Dann stieß er die Worte hervor: „Wenn du wüßtest . . . wüßtest . . „ woher ich das viele Geld habe.“

Aus der Tasche zog er noch 180 Mark. Frau Pfriemeisen war starr. Sie erschrak bis in die Tiefe ihres Herzens: „Hast du das Geld auf redliche Art und Weise verdient?“ forschte sie. „Ich bin ein Spieler“, erklärte er. Die Dame Pfriemeisen schlug die Hände über den Kopf zusammen: „I gitt, i gitt“, jammerte sie, „das Geld her, du Elender!“ befahl sie ihm. „Alles sollst du haben, Geld ist Schimäre.“ „Ins Bett!“ befahl sie. Er aber entfernte sich auf fünf Minuten, sein Kopf war ja schwer, und er mußte seinem Herzen Erleichterung verschaffen.

Am anderen Tag wußte es ganz Flötenhausen, daß Pfriemeisen das große Los gewonnen hatte. Groß — weil dreihundert Mark für Flötenhausen schon den Haupttreffer bedeuteten. Um neun Uhr standen die Bettler an, die gratulieren wollten; aber die Plage nahm so überhand, daß Frau Pfriemeisen gezwungen war, um halb zehn einen Zettel an der Haustür anzubringen: „Wegen Überfüllung geschlossen“

Um elf Uhr kamen die politischen Vereine, um zwölf Uhr der Schneider, der Schuster und der Hutmacher; sie wollten nur ihre Rechnungen beglichen haben. Gegen ein Uhr erschienen zwei Herren, die bisher Pfriemeisen keine Achtung mehr geschenkt hatten, weil sie ihn für einen armen Stümper hielten. Sie hatten nur das eine Anliegen, von ihm je zweihundert Mark zu erhalten, um die vierhundert Mark glücklich in einer Neuerfindung anzulegen. Und so gingen die Besuche und Gratulationen weiter, bis Herr und Frau Pfriemeisen um sechs Uhr beschlossen, heimlich durch eine Hintertür zu entweichen und sich aufs Dach zu begeben. Um viertel sieben Uhr schwoll die Menschenmenge zu einem Orkan an, und Frau und Herr Pfriemeisen betrachteten vom Schornstein aus die rührende Nächstenliebe derer von Flötenhausen. Man drückte unten die Türe ein, die Menschenmenge attackierte die Wohnzimmer, und alles überflutete sie. Jeder von Flötenhausen nahm sich ein kleines Andenken aus dem Heim mit, der eine ein Reisenecessaire, der andere eine Porzellanvase . . . Um halb acht war die Stätte leergebrannt.

Frau und Herr Pfriemeisen schlichen langsam wieder vom Dach herunter. Sie wollten sich, müde von dem schweren Tag, gleich zur Ruhe begeben. Da sahen sie, was sich ereignet hatte. Frau Pfriemeisen riß sich ihr schönes Haar aus. Herr Pfriemeisen bekam einen Tobsuchsanfall und griff zur letzten Flasche, die man ihm noch gelassen hatte. Da kam ein Mann bzw. kamen zwei Männer vom Finanzamt: „Sind Sie Herr Pfriemeisen?“ begehrten sie kategorisch zu wissen. „Jawohl, das bin ich“, entgegnete der Gewinner. „Gut! Sie haben das große Los gewonnen . . . Sie und der Lotterieeinnehmer haben nur fünfhundert Mark Steuern bezahlt. Das große Los hat noch einige Nullen.“

Herr Pfriemhausen lächelte: „Doch nicht, mein Gutester.“ Der Finanzbeamte schrie ihn wütend an: „Sie lügen, die ganze Stadt weiß, daß Sie das große Los gewonnen haben. Jedes Kind, jedes Lebewesen . . . es steht in der Zeitung. Sie haben den Staat betrogen. Das weitere wird sich finden.“ Er schritt von dannen, aber Frau Pfriemeisen stürzte sich wie ein blutiger Tiger auf ihren Gatten, kratzte, kniff und schüttelte ihn: „Du Lump, du elender, du sittenloser Geselle . . Du hast Millionen, heraus jetzt damit, oder es passiert ein Mord. Deine Tasche! Deine Tasche!“

Herr Priemeisen leerte die Taschen um und um, und aus jeder Tasche fiel statt einer halben Million je ein defekter Hosenknopf . . . .

Unrecht Gut.

Von **Wilhelmine Baltinester.**

(Nachdruck verboten.)

Irma Alwig, die kleine, müde Schneiderin, ging eines Abends, nach getaner Tagesarbeit, in den lebhaften Straßen der Großstadt spazieren und ärgerte sich wieder einmal von ganzem Herzen über die boshafte Tücke ihres Schicksals, das sie nicht zum Reichtum geboren hatte. Sie war einmal recht hübsch gewesen, nun hatten Arbeit, Kummer und Entbehrungen sie vorzeitig altern lassen und unbarmherzige Runen in das einst blühende Gesicht gegraben. Wie die Stadt heute sprühte und lächelte! Automobile und Wagen hasteten vorbei, überall eilten frohe Menschen ihrem Vergnügen entgegen; schöne Frauen schmiegten sich in kostbare Kleider, lächelten unter duftigen Hüten, ließen sich bewundern. Mit traurigen Augen betrachtete Irma Alwig die schönen Kleider. Wie viele arme Hände hatten daran genäht, ehe die geputzten Dämchen strahlend hineinschlüpften! Ach, viele feine, edle Stoffe waren durch ihre sehnsüchtigen Hände geglitten, und sie selbst besaß nur alte, abgetragene, häßliche Kleider.

Die Schaufenster lockten mit buntleuchtender Pracht. Brillanten, Federn, Leckerbissen, alles in wirrem, betäubend schönem Durcheinander . . . Leben! Genießen!

Sie ließ sich von der fröhlichen Menge der Abendspaziergänger willenlos vorwärts schieben, bildete sich einen kurzen Augenblick lang ein, auch jung und begehrt zu sein, ein prächtiges Kleid zu tragen und einem Vergnügen entgegenzugehen . . . Einen kurzen Augenblick, dann zerrann der Spuk. Mißmutig bog sie in eine stillere Seitengasse ein. Mit müdem, gewohnheitsmäßig gekrümmtem Rücken schlich sie heim. Knapp vor dem Hause, in dem sie ihr einsames Leben führte, stieß ihr Fuß an einen harten Gegenstand, sie bückte sich und hielt eine Geldtasche in der Hand. Eilig barg sie den kostbaren Fund unter ihrem Mantel und lief nach Hause. In ihrem ärmlichen Zimmer ließ sie zuerst vorsichtig die Gardinen herab, zündete dann die Lampe an und besah den Fund. So viel Geld hatte sie noch nie beisammen gesehen. Mein Gott! Davon konnte man ja herrlich leben, ohne arbeiten zu müssen! Jetzt war alle Sorge zu Ende, sie konnte endlich einmal Reichtum genießen, glücklich sein, mußte nicht mehr nähen und die galligen Launen gefallsüchtiger Damen über sich ergehen lassen. Sie faltete die Hände, um ein Dankgebet zu stammeln. Einen Augenblick lang aber packte sie peinliche Angst. „Unrecht Gut . . .!“ Eigentlich wäre es ihre Pflicht, die Geldtasche aufs Fundamt zu tragen und sich mit dem kleinen Finderlohn zu begnügen. Sie verschob es. Heute nicht, morgen vielleicht, ehe sie an die Arbeit ging . . . Noch eine Nacht das Geld unter dem Kopfkissen fühlen, eine Nacht im Traume schwelgen, reich zu sein. . . . Mit liebkosenden Händen fuhr sie über das feine geschmeidige Leder der Geldtasche Jetzt fing das Leben an! Reisen — Italien mit seiner ewigen Sonne, der Norden in stiller, einfacher Größe, ferne Länder, heiße Wüsten. Sie lächelte vor sich hin in all dem berückenden Glück. Dann drückte der Schlaf ihre Augen zu.

Irma Alwig gab das Geld nicht zurück. Sie mietete eine hübsche Wohnung und hielt sich ein Dienstmädchen, frischte Kenntnisse auf, die sie in jungen Jahren erworben hatte, versuchte wieder Klavierspiel und las französische Romane. Mittags fuhr sie stolz durch belebte Straßen und ließ ihre geschmackvollen Kleider bewundern; dann verzehrte sie köstliche Speisen und verbrachte den Nachmittag und Abend in Gesellschaft, bei Tanz, Theater und Musik. Ab und zu quälte sie Angst; aber sie betäubte sie mit rauschendem Vergnügen. Wie sollte es je ans Licht kommen, daß sie die fremde Geldtasche an sich genommen hatte? War das nicht ein deutlicher Wink des Schicksals, das ihr endlich das ersehnte Glück bereiten wollte? Irma Alwig betrachtete sich im Spiegel und fand, daß das behagliche Leben und die guten Kleider ihre einstige Schönheit neu belebten, und sie dachte daran, zu heiraten.

Eines Nachmittags meldete das Mädchen Besuch. Eine Greisin trat ein, stützte sich schwer und ächzend auf einen Stock und dankte leise, als man ihr Platz anbot. Stockend kam es über ihre Lippen: „Ich habe gehört, daß Sie eine sehr reiche, wohltätige Dame sind. In meiner Not komme ich zu Ihnen!“ Tränen verschleierten die alten Augen. „Mein Sohn ist im Gefängnis. Er ist unschuldig, glauben Sie mir! Ein schrecklicher Zufall hat hier gewaltet. Er war Sekretär eines reichen Herrn, sollte einem Geschäftsfreunde eine Botschaft und eine große Summe Geldes überbringen. Auf dem Wege verlor er die Geldtasche, die ihm anvertraut worden war. Er hat nicht gestohlen! Ich lege meine beiden Hände dafür ins Feuer! Aber man erstattete die Anzeige, er konnte nicht beweisen, daß er unschuldig sei und wurde eingesperrt! Ich laufe mir die Füße wund, um ihn zu befreien, ich bin alt und krank, wer weiß, ob ich ihn jemals wiedersehen werde. Und ich hungere — bitte, helfen Sie mir ein wenig! Ich brauche Kraft, um weiter für meinen Sohn zu kämpfen.“ Leise, schamvoll kam es über die welken Lippen. Irma Alwig drückte eine Handvoll Banknoten in die zitternde Hand der Greisin. Die stammelte heißen Dank. Ein Zucken durchlief den morschen Körper, dann sagte sie heiser: „Ich verfluche den Dieb! Mein armes,

armes Kind!“ — Lange noch hörte Irma Alwig die schweren Schritte und das trockene Husten des seltsamen Gastes. Regungslos stand sie mitten in ihrem schön eingerichteten Zimmer. War's Traum?

Die Tage vergingen nun grau und farblos. Über allen war der Schatten der fremden Greisin. Der Reichtum gewährte Irma keine Freude mehr, ein Fluch lag darauf, der Fluch einer verzweifelten, greisen Mutter, deren Kind hinter Kerkermauern saß. Irma Alwig fand keine Ruhe mehr. Sie forschte lange nach der Unbekannten, bis sie endlich erfuhr, wo diese wohnte. Und sie suchte sie auf, kam wieder in jenes Viertel der armen Leute, wo auch sie einst gewohnt hatte, trat in eine armselige Stube und sah viele stille Leute, die ein Bett umstanden. Als sie eintrat, teilte sich die Menge, eine schmale Gasse entstand, sie sah die alte Frau mit starren, wächsernen Zügen tot auf dem Bette liegen. Alle Blicke wandten sich Irma Alwig zu. Hatte sie aufgeschrien? Sie wußte es nicht. Die Stube schien zu tanzen, und all diese Gesichter kannte sie ja! Es waren Leute des Armenviertels. Mißtrauisch musterten sie ihr kostbares Kleid, Argwohn blitzte in aller Augen auf. Wie gehetzt eilte sie hinweg. Das große Glück war zu Ende. Da war eine alte Mutter gestorben, und ihr Kind war gefangen, unschuldig bestraft! — Irma Alwig warf sich auf das Bett ihres prunkvollen Zimmers und weinte. Jeder Laut ließ sie zusammenfahren. Endlich erlöste sie ein bleierner Schlaf.

In Schweiß gebadet erwachte Irma Alwig. Draußen stieg ein neuer Morgen auf. Ihre Hand, die unter dem Kopfkissen lag, fühlte weiches, glattes Leder. Entsetzt sprang sie auf. Sie hatte g e t r ä u m t, a l l e s g e t r ä u m t. Sie sank in die Knie und dankte Gott für die milde Warnung. Dann kleidete sie sich hastig an und eilte aufs Fundamt, wo sie sich der Geldtasche entledigte. Der kleine Finderlohn brannte in ihrer Hand, sie gab ihn dem ersten Bettler, der ihr entgegenkam. Und daheim beugte sie sich still-ergeben über ihre Näharbeit, leistete den stummen Schwur, nie mehr zu murren und ihr Glück in rastloser Arbeit zu suchen.

Ihre Hände stichelten unruhig an einem feinen Kleide, aber das strenge Gleichmaß gewohnter Arbeit gab ihr Festigkeit und bald führte sie die Nadel ruhig und sicher. Und das Glück, daß sie durch unrecht Gut hatte erwerben wollen, lockte sie nicht mehr.



Bunte Chronik



* **Eine Millionärin — verhungert!** In W i e n ist dieser Tage ein eigenartiges Menschenschicksal zu Ende gegangen. Vor 55 Jahren spielte in der Wiener Gesellschaft eine reiche, ausnehmend schöne Erbin, Pauline Förster, eine große Rolle. Sie erwählte sich zum Lebensgefährten einen Kaufmann Geiringer, — eine Wahl, die seinerzeit viel besprochen wurde. Doch schon 24 Stunden nach der Trauung verließ sie ihren Gatten und reichte einen Scheidungsantrag ein. Diesem wurde stattgegeben, und die Ehe wurde geschieden. Die Gründe der Scheidung sind nie bekannt geworden. Darauf zog sich die junge Frau in das Haus ihrer Eltern zurück und hat nie mehr an dem gesellschaftlichen Leben teilgenommen. Auch nach dem Tode ihrer Eltern war sie nicht zu bewegen, irgendetwas an ihrer Lebensweise zu ändern. Sie blieb in der Wohnung, ließ alle Möbel an ihrem Platz und zeigte sich niemandem. Allmählich wurde dann ihre Lebensweise immer eigenartiger. Sie kleidete sich schlecht — in 55 Jahren, die ihr noch beschieden waren, soll sie sich nicht ein einziges neues Kleid gekauft haben, sondern sich allein auf das Auftragen ihrer Aussteuer beschränkt haben — entließ ihre Dienerschaft, nahm nur die notwendigste Nahrung zu sich. In Lumpen geradezu ging sie schließlich durch die Straßen Wiens, und wenn ihr jemand ein Almosen reichte, nahm sie es dankend an. Das Motiv, das sie zu diesem Geiz führte, ist eigenartig: sie wollte ein möglichst großes Vermögen zusammenbringen, um durch ihr Testament eine Wohltäterin großen Stils werden zu können. Ihr Tod wurde, wie die Ärzte festgestellt haben, durch eine Jahrzehnte hindurch betriebene Unterernährung herbeigeführt. Das Vermögen, das sie hinterlassen hat, beträgt etwa eine Million Schilling, wenn man alle Liegenschaften und Wertgegenstände mit einrechnet. Es ist zur Hälfte der Stadt Wien, zur anderen der jüdischen Kultusgemeinde zugeflossen mit der Bestimmung, daß letztere daraus eine Blindenstiftung gründen und unterhalten soll. Ohne die Inflation wäre die Hinterlassenschaft natürlich bedeutend größer gewesen. E. K.



Lustige Rundschau



* **Sein Trick.** Der junge Mann hatte keine große Erfahrung im Einkassieren von Schulden, aber da er schon seit längerer Zeit arbeitslos war, so bewarb er sich um den in unseren Zeiten besonders undankbaren Posten eines Einkassierers. Der Kaufmann hatte zu dem schüchternen Jüngling recht wenig Zutrauen und er übertrug ihm zunächst als Probe das Einziehen einer Forderung bei einem hartgesottenen Schuldner, der in dem Rufe stand, überall zu pumpen und nirgends zu bezahlen. Zu seinem größten Erstaunen brachte ihm aber der junge Mann nach einer halben Stunde das Geld. „Wie haben Sie das fertig gebracht?“ fragte er bewundernd. „Ich habe ihm gesagt“, erwiderte der junge Mann, „wenn er mich nicht sofort bezahlen würde, dann würde ich allen seinen Gläubigern erzählen, er habe — mich bezahlt.“



Rätsel-Ecke



Rösselsprung.

es		blü	du	ih	we	hast	en	gen	staub		am
te	te	steht	ge	du	blau	ist	te	bei	we	au	sind
ei	culm	blühst	re	blau	war	hand	die	vom	von	du	ge
ja	a	war		ne	gen	staub	ge		ne	sie	mir
löns	ne		au	test	we	mei	stand	den		da	stehst
der	nicht		her	dem	und	laub	ich	auf		ab	blind
blu	mann	ne	war	ihr	dass	an	du	ich	weht	jetzt	we
mehr	grau	da	wo	bei	we	kom	wind	der	hielt	da	ge
	me	her	ist	me	der	wind	ge	stehst	wandt	hat	

F. J.

*

Kreuz-Rätsel.

1	2
3	4

1, 2, 3, 4 = Stadt in der Schweiz,
1, 3, 2, 4 = Werkzeug,
1, 4, 3, 2 = Metall,
4, 3, 2, 1 = unser Besitz.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 27.

Rösselsprung.

Viel hundert weiße Lilien im Klostergarten stehn;
die roten, roten Rosen sind noch einmal so schön.
Die roten, roten Rosen, die darf ich gar nicht ziehn;
im Klostergarten dürfen bloß weiße Lilien blühn.
Drei rote Rosen fallen vor meine Füße hin,
es fließen meine Tränen, daß ich eine Nonne bin.
Ach Reiter, junger Reiter, behalt die Rosen dein;
mir blühen bloß die Lilien, doch nicht die Röselein.

Hermann Löns aus Culm.

*

Spitzenrätsel.

S C H N E E M A N N
e h a a i p e r o o
e o l u n i i m t t
r l t f s l u e
E e u t e t
S h e r
r l

Verantwortlich für die Schriftleitung K a r l B e n d i s c h in Bromberg. Druck und Verlag von A. D i t t m a n n G. m. b. H. in Bromberg.